GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen

Dittmer, Cordula

2007

https://doi.org/10.25595/4319

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dittmer, Cordula: *Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 13 (2007) Nr: 2, 159–174. DOI: https://doi.org/10.25595/4319.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Cordula Dittmer

Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen

Einleitung

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist mittlerweile ein fester Bestandteil der Friedens- und Konfliktforschung, wenn auch der Weg in den Mainstream bisher ebenso wenig gelungen ist wie in anderen Bereichen. Besonders im Bereich der Konfliktprävention und Friedenskonsolidierung existieren mittlerweile eine Vielzahl an Studien zur Bedeutung der Rolle von Frauen für einen erfolgreichen Friedensprozess (z.B. Bennet/Bexley 1995) oder über Geschlechterverhältnisse in Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften (z.B. Seifert 2001). Auch Sicherheitspolitik und Militär geraten zunehmend in den Fokus der Frauen- und GeschlechterforscherInnen, wenn auch hier immer noch massive Berührungsängste zu bestehen scheinen. Untersuchungen zum Militär haben wiederum v.a. die Soldatinnen im Blick (Ahrens/Apelt/Bender 2005; Eifler/Seifert 2003). Männer und Männlichkeit im Militär stehen – außerhalb der Geschichtswissenschaften – in Deutschland kaum im Mittelpunkt dieser Forschung, obwohl die Bedeutung von militarisierter Männlichkeit als ein zentraler Aspekt für Erfolg oder Misserfolg internationaler Friedensmissionen anerkannt ist (Cockburn/Zarkov 2002). Diesem Defizit wird im Folgenden zu begegnen versucht, indem Männlichkeitskonstruktionen und -inszenierungen deutscher Soldaten[1] im Auslandseinsatz analysiert werden.

Der Analyse liegt die Annahme zugrunde, dass während des Kalten Kriegs im Militär verschiedene (idealtypische) Männlichkeitskonstruktionen existierten, von denen der Soldat als Kämpfer – der im Folgenden durch die Panzergrenadiere repräsentiert ist – dem Soldat als Helfer, Retter und Sanitäter diametral gegenüber stand. Durch die zunehmende Verflechtung von friedensstabilisierenden und friedenserzwingenden Maßnahmen, d.h. der Auflösung der starren Grenze zwischen Krieg und Frieden, der Integration von Frauen in die Bundeswehr und der Konfrontation mit den Geschlechterkonstruktionen des Einsatzlandes geraten diese Männlichkeitskonstruktionen unter Druck und führen zu massiven sowohl intrasubjektiven als auch intersubjektiven Aushandlungsprozessen um den vergeschlechtlichten Charakter des Soldatenberufs.

Im ersten Abschnitt werden einige generelle Überlegungen zum Zusammenhang von Krieg, Militär und Männlichkeit aus einer eher historischen Perspektive dargestellt. Im zweiten Teil geht es um die Frage, welche Definitionen von Geschlecht, von Männlichkeit und Weiblichkeit verwendet werden und welche theoretischen und methodischen Folgen daraus resultieren. Im dritten Teil werden aktuelle Veränderungen militarisierter Männlichkeit betrachtet. Im vierten Teil folgt die Analyse der Inszenierungen von Männlichkeit in Auslandseinsätzen. Nach einer kurzen Einführung zur Bundeswehr in Auslandseinsätzen wird anhand von zwei Beispielen, dem „Totenschädelskandal" und dem Umgang mit weiblichen Soldaten gezeigt, wie die männlichen Soldaten im Auslandseinsatz Männlichkeit herstellen und inszenieren.

1 Zum Zusammenhang von Krieg, Militär und Männlichkeit

Ich gehe im Folgenden davon aus, dass alle Organisationen – also auch das Militär – geschlechtlich strukturiert sind. Mit Joan Acker (1998) kann man argumentieren, dass Organisationen nicht nur nach rationalen Kriterien handelnde Einheiten sind, sondern dass sie auch soziale Institutionen darstellen. Das heißt, dass die Wahrnehmung, die Gedanken und Handlungen der AkteurInnen in der Organisation nicht nur an den organisationalen Zielen orientiert sind, sondern immer auch an Regeln, Normen und Werten, die jeweils historisch und kulturell auf spezifische Art und Weise gebildet wurden.

Im militärischen Kontext sind solche institutionalisierten Regeln beispielsweise der Soldat als Kämpfer, Kameradschaft oder die militärische Sozialisation (Apelt/Dittmer/Mangold 2005). Diese Regeln sind immer auch auf die ein oder andere Weise geschlechtlich konnotiert: Der ideale Soldat – und der ideale Mann – waren, historisch gesehen (seit der Gründung stehender Heere und der Einführung der Wehrpflicht Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs), stark, mutig und männlich, der Wehrdienst ein Initiationsritus, ein Übergang vom „Jünglings- zum Erwachsenendasein" wie Ute Frevert (2001, 104) es ausdrückt. Erst nach Ableisten des Wehrdienstes war man(n) – dies galt besonders zur Kaiserzeit – gesellschaftlich befähigt, ein Vater und Ernährer zu sein. Militärische Männlichkeit bot auch den durch Industrialisierung und Veränderung der Geschlechterrollen verunsicherten Männern eine Identifikationsmöglichkeit an, die sie sowohl im Ersten als auch im Zweiten Weltkrieg euphorisch annahmen und feierten. Militärische Männlichkeit galt demnach immer auch als Modell für zivile Männlichkeit, wenn sie auch nie, wie Frevert (2001, 229) betont, die einzige, die hegemoniale Männlichkeit darstellte.

Einhergehend mit der öffentlichen Präsenz dieses militärischen Männlichkeitsbildes wurden andere Männlichkeitsentwürfe und Weiblichkeiten entwertet. So entstanden beispielsweise die implizite Homophobie in den Streitkräften und die Vorstellung der friedfertigen, helfenden Frau als zu beschützendes Wesen, deren Platz eben nicht in den Streitkräften gesehen wurde. Natürlich waren Frauen immer auch in großer Zahl als Unterstützerinnen, als Krankenschwestern, als Versorgerinnen, als moralische Unterstützung usw. in Kriegen

engagiert, der Kampf an sich blieb jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – Männersache. Dies galt sowohl für die Armeen im Heimatland als auch für die Armeen in den kolonialen Kriegen. Im internationalen Kontext verkörperten die militärischen Männlichkeiten der Kolonialherren und ihrer bewaffneten Einheiten die ersten globalen Männlichkeiten. Ania Loomba (1998) zeigt, wie in kolonialen Eroberungsdiskursen der ‚orientalische' Mann feminisiert, homosexualisiert oder als Lustmolch dargestellt wird, vor dem die europäischen zivilisierten Männer sowohl die einheimische wie die weiße Frau beschützen und retten mussten. Indem die lokalen Männlichkeiten abgewertet und ihnen das Recht abgesprochen wurde, für ‚ihre' Frauen angemessen zu sorgen, legitimierten sich die Eroberer, den Platz der Männer einzunehmen und die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen.[2] Krieg und Eroberung waren und sind damit immer auch ge-gendert und sexuell konnotiert.

Klaus Theweleit (1986) und Ute Frevert (2001) zeigen dies auch für den europäischen Kontext an vielfältigen Beispielen für das Kaiserreich, den Ersten und Zweiten Weltkrieg; hier sei exemplarisch auch auf die autobiografischen Erinnerungen Ernst Jüngers (1920) verwiesen. Für den Krieg im ehemaligen Jugoslawien hat Ruth Seifert (1996) die Bedeutung der Vergewaltigung des weiblichen Körpers des Feindes als Kriegsstrategie identifiziert. Die Anwendung von Gewalt und das Tragen und Benutzen von Waffen dienen in bewaffneten Auseinandersetzungen damit immer auch dazu, Männlichkeiten auszuhandeln. Obwohl das Bewusstsein dafür wächst, dass auch Frauen Täterinnen sind (Bennett/Bexley 1995) und dass sich nicht alle Männer mit einer militarisierten Männlichkeit identifizieren können (Zarkov 2002), sind die Normen des Mannes als Kämpfer und Soldat, der seine Frauen und Kinder, seine Nation beschützen muss und seines Gegenstücks, der friedfertigen und schutzbedürftigen Frau, als zentrale Muster im Diskurs um bewaffnete Konflikte und in Nachkriegsszenarien bis heute verankert (Bouta/Frerks/Bannon 2005).

Was aber – und das ist die sich im Folgenden anschließende Frage – ist überhaupt unter ‚Männlichkeit', ‚Weiblichkeit' und unter ‚Geschlecht' zu verstehen?

2 Definition von Männlichkeit, Weiblichkeit und Geschlecht

Die Erforschung von Männlichkeit steht vor dem Problem, dass die „traditionell verbürgte Männlichkeit ... eine fraglos gegebene (ist)" (Meuser 1998, 130). Meuser schreibt weiter: „Männer haben schon immer gewußt, was ein ‚ganzer Kerl' ist, wer dazu gehört und wer nicht, woran man seinesgleichen erkennt, ob jemand ein Mann ist oder eine ‚Memme'" (1998, 130). Dieses Wissen ist jedoch nur implizit, habituell vorhanden und kann kaum kommuniziert werden, auch wenn Meuser (1998) darauf hinweist, dass die Frage danach, was es für die jeweiligen Subjekte bedeutet, ein Mann zu sein, sich für die Männlichkeitsforschung als sehr gewinnbringend gezeigt hat. Stellt man diese Frage jedoch nicht so explizit und ist die Frage nach Männlichkeit nur eine neben anderen – wie

beispielsweise der Soldatenberuf mit Männlichkeit (und Weiblichkeit) verwoben ist, wird man schnell mit dem Problem konfrontiert, von außen bereits bestehende Geschlechterstereotypen der ForscherInnen zu reproduzieren. Versucht man diesem zu entkommen, stellen sich folgende Fragen:

Ist alles das, was ‚biologisch definierte'[3] Männer sagen, als ‚männlich' zu interpretieren? Ist der Wunsch nach Autonomie oder rationales Handeln primär auf Männer beschränkt? Wie geht man mit Aussagen von Soldatinnen um, die sich bei allgemeinen Fragen zum Soldatenberuf ebenso wie die Männer äußern? Ist dies als Zeichen von *‚un-doing'-gender* zu deuten oder als Maskulinisierung? Wie kann man den Zusammenhang von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en), von Männern und Frauen denken, ohne in die allzu leichte Falle zu tappen, dann doch nur das als ‚männlich' zu werten, was Männer sagen und das Weibliche als Spiegel zu sehen? Diese Fragen erscheinen angesichts des vorliegenden Interviewmaterials[4] besonders virulent und weder in der feministischen, der Geschlechter-Forschung noch in der Männlichkeitsforschung ausreichend diskutiert, geschweige denn gelöst.

Auf diese Fragen Antworten zu finden, erfordert zunächst, die verwendeten Kategorien zu definieren, um diese daran anschließend auf das empirische Material anzuwenden. Im Folgenden wird die Differenzierung nach Geschlecht mit Judith Lorber (2003) als soziale Institution verstanden, d.h. es wird davon ausgegangen, dass die geschlechtliche Strukturierung in allen Gesellschaften eine mehr oder weniger starke Rolle spielt. Die biologische Reproduktion steht dabei meist im Zentrum der Verwandlung des „kulturell Willkürlichen *in Natürliches*" (Bourdieu 2005, 8, Hervorhebung i.O.), d.h. der Zuschreibung bestimmter Eigenschaften/Verhaltensweisen/sozialen Positionierungen usw. zu den jeweiligen biologisch definierten Geschlechtern.

Männlichkeit und Weiblichkeit stellen mit Judith Butler (1990) Normen dar. Sie können als konkrete ‚Umsetzungen' der geschlechtlichen Differenzierung in die soziale Praxis angesehen werden. Auf diese Männlichkeits- und Weiblichkeitsnormen beziehen sich die Subjekte performativ, d.h. sie bestätigen oder verändern diese permanent, sie inszenieren diese Normen in ihren alltäglichen Praxen und vergewissern sich damit ihrer Männlichkeit und/oder Weiblichkeit. In diesen Umsetzungspraxen kommt es zu massiven Aushandlungsprozessen, in denen auch um Deutungsmacht und den Zugang zu Ressourcen gerungen wird. Der Männlichkeitsnorm wird, zumindest im westlichen Kulturkreis, gesellschaftlich mehr Bedeutung und Macht zugemessen als der Weiblichkeitsnorm. Beide erscheinen jedoch als ‚natürlich', unveränderlich und unwiderruflich an die beiden jeweiligen biologischen Geschlechter geknüpft. Sozialisationsbedingt identifizieren sich ‚biologische' Männer eher mit der dominanten Form von Männlichkeit und ‚biologische' Frauen mit der von Weiblichkeit, dennoch sind diese m.E. zunächst als unabhängig voneinander zu denken, um die Herstellungsprozesse von Geschlecht zu verstehen.

Die empirische Umsetzung der Annahme, dass Geschlecht interaktiv oder performativ hergestellt sei und jeweils kontextabhängig sei, lässt sich auf drei verschiedenen Ebenen abbilden:

1. Man trägt ein eigenes Verständnis von Geschlecht an die Daten heran (wie beispielsweise, dass Rationalität und Autonomie als Zeichen für Männlichkeit gelten).
2. Die ForscherInnen generieren durch konkretes Fragen in den Interviews explizit Aussagen zum Verständnis von Geschlechterbildern (a), oder (b) diese werden von Seiten der InterviewpartnerInnen von sich aus generiert.
3. Man interpretiert die konkrete Interaktion zwischen den jeweiligen InterviewpartnerInnen bzw. den ForscherInnen im Feld als Form der Herstellung von Geschlecht (Scholz 2005).

Diese ‚dreieinhalb' Analyseperspektiven stellen verschiedene Möglichkeiten dar, Geschlechterkonstruktionen im empirischen Material aufzuspüren, wobei sie sich jeweils ergänzen oder auch widersprechen können. Im Folgenden wird die erste Analyseperspektive verwendet und das Konzept der militärischen Männlichkeit an die Interviewdaten herangetragen.

3 Aktuelle Veränderungen militarisierter Männlichkeiten – der ‚neue' Soldat

In der westlichen mehr oder weniger befriedeten Welt stellt der Kämpfer längst nicht mehr ein derart dominantes Männlichkeitsideal dar wie noch zu Zeiten der Weltkriege. Im Zivilen, aber auch innerhalb des Militärs lassen sich verschiedene konkurrierende Männlichkeitsentwürfe nachweisen, die sich teilweise massiv vom „harten Kämpfer" abgrenzen (Barrett 1999; Meuser 1998).

Durch die steigenden Auslandseinsätze, die damit verbundenen neuen Aufgaben und die dadurch bedingten Umstrukturierungsprozesse innerhalb der Bundeswehr, aber auch durch die vom Europäischen Gerichtshof erzwungene Öffnung der Streitkräfte für Frauen im Jahr 2000 haben die verschiedenen gesellschaftlichen und militärischen Identitätsentwürfe ihren Weg in die offiziellen politischen Dokumente gefunden: Im aktuellen Weißbuch der Deutschen Bundesregierung heißt es: „Gleichzeitig sind die Soldatinnen und Soldaten in der neuen Bundeswehr – neben ihrer Funktion als Kämpfer – auch Helfer, Schützer und Vermittler" (Weißbuch 2006, 70). Der neue Soldat, der propagiert wird, ist der traditionelle Kämpfer, der „entschlossen und handlungssicher" auftritt und zugleich „ethisches Verantwortungsbewusstsein und soziale, interkulturelle sowie fremdsprachliche Kompetenz" besitzt (Weißbuch 2006, 89). Diesem Soldaten werden männlich konnotierte Eigenschaften wie Kämpfen und Schützen, Entschlossenheit und Verantwortungsbewusstsein, aber auch historisch als weiblich konnotierte Eigenschaften wie das Helfen und Vermitteln zugeschrieben. Damit ist von offizieller Seite die Norm des Soldaten als Kämpfer anderen Normen gleichgestellt und umgekehrt.

Eine weitere Folge dieser Prozesse ist eine Umwertung und Umdeutung der Bedeutung der jeweiligen Teilstreitkräfte[5] und damit auch der jeweiligen den Teilstreitkräften inhärenten Männlichkeitskonstruktionen: Das Heer war

historisch gesehen das Zentrum der Streitkräfte, der Heeressoldat galt als ‚typischer' Soldat, v.a. er verkörperte die soldatischen Tugenden von Disziplin, Gehorsam, Mut und Kameradschaft. Er führte die körperlich anspruchvollsten Aufgaben aus und wurde für den Kampf ‚Mann gegen Mann' an den Waffen ausgebildet. Der Panzergrenadier dient auch heute noch vielen SoldatInnen als Gegenpol, zu dem man sich in seiner Selbstdefinition abgrenzt und als Prototyp des klassischen Kämpfers. Der Sanitätsdienst auf der anderen Seite verkörpert durch den Status der SoldatInnnen als Nicht-KombattantInnen und den hohen Frauenanteil genau das Gegenteil des ‚harten' Panzergrenadiers und wird von einigen SoldatInnen als ‚lasch' und ‚Kindergarten' bezeichnet.

Dieses Soldaten- und Männlichkeitsbild, das in den ‚neuen' Streitkräften gefordert wird, widerspricht dem klassischen Soldaten, den der Panzergrenadier verkörpert. Durch die Umstrukturierungs- und Modernisierungsprozesse innerhalb der Bundeswehr werden HeeressoldatInnen als ‚VerliererInnen' gesehen und die SanitäterInnen aufgewertet. Die Erosionsprozesse des klassischen Kämpfers führen dazu, dass die HeeressoldatInnen an den ‚alten' Idealen festhalten, diese sogar diskursiv verstärken, um dem drohenden strukturellen Machtverlust entgegen zu wirken (Apelt/Dittmer 2007).

Beispielhaft werden im Folgenden Aussagen zweier Soldaten gegenübergestellt, anhand derer deutlich wird, wie die traditionellen Männlichkeitsnormen mit neuen Entwicklungen konfligieren und innerhalb der Subjektpositionen neu ausgehandelt werden müssen. Es wurden die Stellen aus den Interviews gewählt, in denen Aussagen zum Umgang mit Waffen gemacht werden, also dem Aspekt des Soldatenberufs, der ihn auch heute noch als einen Besonderen auszeichnet.

Ein Offizier des Heeres schildert den Umgang mit Waffen folgendermaßen:

> Also mit Waffen identifiziert man sich oder man lässt es, spätestens ab der zweiten Woche des Soldatseins ... [wenn man, C.D.] bei der ersten Waffen- und Geräteausbildung sein Sturmgewehr in der Hand hält. Da muss man sich damit auseinandersetzen, ich sag mal 99 Prozent der jungen Männer finden das toll.

Als notwendige Fähigkeiten eines Soldaten bezeichnet er:

> Herz am rechten Fleck. Eine umfassende und weit schauende Allgemeinbildung und ... Lebenserfahrung sollte er haben. Man muss geistig hochflexibel sein und dann muss man natürlich auch das militärische Grundwissen und Handwerk beherrschen, denn nur dann kann man seinem unterstellten Bereich auch die gebotene Fürsorge zukommen lassen, man kann auch das Erforderliche mit der erforderlichen Härte und Maßgabe fordern.

Auf die Frage hin, was ihm an seinem Beruf am meisten gefalle, antwortet er:

> Am besten gefällt mir, wenn ich mich mit meinen 140 Soldaten und 14 Schützenpanzern über das Gefechtsfeld bewege und dort meine Kompanie führen kann, wie ich es für richtig halte.

Dieser Soldat inszeniert sich als den Prototyp des männlichen Kriegers, der zum einen Härte und Wissen fordert und für den das klassische Kriegführen im Gefecht ein zentrales Identifikationsmerkmal darstellt. Im Verlauf des Interviews wird jedoch deutlich, dass der Kämpfer auch für ihn nicht so einfach zu legitimieren ist. In der Ausbildung sei es wichtig, aus „dem Soldaten von gestern, einen Peacekeeper von morgen" zu machen. So ist er ganz Kämpfer, wenn er von der Befehlsgewalt, von Kameradschaft, „als Band, das alle zusammen hält" oder vom Töten und Sterben spricht, besonders aber in seiner Ablehnung von Soldatinnen. Zugleich scheint der Diskurs um den neuen Soldatentyp auch ‚Schwächen' im Selbstbild des harten Kämpfers zu erlauben, so erzählt er von seinen Erfahrungen als Mobbingopfer (was ihm allerdings wiederum dazu dient, seine eigentliche Kompetenz unter Beweis zu stellen), und dass er zugunsten seines Privatlebens auf Karriere verzichtet habe. Die neuen Aufgaben und Einsatzstrukturen führen daher dazu, dass das traditionelle Männlichkeitsbild des Soldaten als Kämpfer zunehmend durch individuelle Diskriminierungserfahrungen und v.a. der zunehmenden Problematik der Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch Planungsunsicherheiten und Flexibilitätserfordernisse gebrochen wird.

Ein Offizier aus dem Sanitätsdienst, (der sich auch als Mobbingopfer bezeichnet), nutzt das Bild des klassischen Kämpfers hingegen nur, wenn er sich als Sanitäter von anderen Soldaten unterscheiden will. Das zentrale Unterscheidungsmerkmal des Sanitätsdienstes von anderen Einheiten ist, wie bereits erwähnt, das Verbot zu kämpfen. So zielt die Frage nach dem Umgang von Waffen bei ihm genau in den Zwiespalt, dem er sich als Sanitäter ausgesetzt fühlt:

> Wir sind Sanitätssoldaten und wir lernen von Anfang an auch den Umgang mit der Waffe. Aber es wird uns gleich gesagt, ihr habt die Waffe nur zur Selbstverteidigung oder zur Verteidigung von euch anvertrauten verwundeten, verletzten Patienten. Insofern spielt der Gebrauch der Waffe eine untergeordnete Rolle (...) und ich hab mich auch schon ertappt, dass ich gesagt habe, ja, ich bin ja ein Sanitäter. Also, wenn es darum geht, Bundeswehr und Töten und Gebrauch von Waffen, ja, wir sind Sanitäter, aber das ist ja nicht die Realität, die Wahrheit ist, wir sind Soldaten. O.k., mit einem besonderen Kombattanten-Status.

Dann wiederum verweist er darauf, dass man mit den ihm zur Verfügung stehenden Waffen keinen Krieg führen kann und dass der Schwerpunkt der Arbeit des Sanitätsdienstes darauf liegt, „Menschenleben zu retten". In diesem Textausschnitt wird das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Identitätsangeboten des kämpfenden Soldaten und des helfenden Sozialarbeiters besonders deutlich. Obwohl der Sanitätsdienst durch die besondere Stellung in

den Streitkräften bereits differente Männlichkeitspositionen zulässt, dient der Kämpfer auch im normalen Dienstalltag außerhalb der Einsätze immer wieder als Norm, zu der sich die SoldatInnen positionieren müssen.

Problematisch wird diese Konstruktion vor allem dann, wenn zu Kämpfern ausgebildete oder damit primär identifizierende Soldaten mit der neuen Peacekeeper-Identität in Konflikt geraten, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird.[6]

4 Inszenierung von Männlichkeit in Auslandseinsätzen

Die Bundeswehr ist im Januar 2007 in neun Einsätzen involviert. Ihre Aufgaben decken mittlerweile das gesamte Spektrum von friedenschaffenden und friedenserhaltenden Maßnahmen ab. Der Frauenanteil in den Einsätzen schwankt zwischen 7,3 Prozent in Bosnien und 0 Prozent im so genannten „Kampf gegen den Terror" (Bundeswehr 2007). D.h., je ‚gefährlicher'[7] der Einsatz eingestuft wird, desto geringer ist auch der Frauenanteil. Der Kampf und der Einsatz für das eigene Leben bleiben eine ‚männliche Sache'. Wie aber spiegelt sich diese quantitative Ungleichverteilung, qualitativ, d.h. in der konkreten Interaktion der SoldatInnen im Einsatz wider? Wie ‚männlich' ist ein Einsatz, welche Folgen hat dies für die Soldatinnen?

4.1 Der „Totenschädelskandal"

Am 25. Oktober 2006, am gleichen Tag, an dem das Weißbuch der Bundesregierung verabschiedet werden sollte, erscheint die *BILD-Zeitung* mit der Titelzeile „Schockfotos von deutschen Soldaten" (*BILD* 2006a). Auf den Bildern sind Soldaten, vermutlich Gebirgsjäger, also Einheiten des Heeres, zu sehen, wie sie mit einem Totenschädel hantieren, ihn auf die Spitze ihres Wagens legen, ihm ihren Penis zeigen und mit ihm Oralsex andeuten. Daraufhin entbrannte eine Diskussion um den Sinn von Auslandseinsätzen und die Ausrichtung deutscher Außen- und Sicherheitspolitik, die von den letzten zwei Verteidigungsministern bereits lang eingefordert worden war. Die Diskussion erreichte in der dritten Novemberwoche 2006 mit der SPIEGEL-Titelstory einen Höhepunkt: „‚Die Deutschen müssen das Töten lernen'.[8] Wie Afghanistan zum Ernstfall wird" (*SPIEGEL* 2006). In den Artikeln wird m.E. sehr überzeugend dargestellt, dass die deutschen Soldaten von anderen NATO-Soldaten im Einsatz zusehends als Feiglinge bezeichnet werden, weil sie sich aus den Kampfhandlungen im Süden Afghanistans heraushalten. Ein richtiger Soldat zu sein, heißt in NATO-Diskursen demnach, zu kämpfen und sich nicht ‚feige' zu verstecken. Dies ist insofern erstaunlich, als dass die NATO zunehmend betont, wie wichtig auch Stabilisierungs- und Unterstützungsfunktionen für komplexe Peacebuilding-Szenarien sind (NATO 2005). Wie sehr diese Diskussion ge-gendert und maskulinisiert ist, zeigt sich auch, wenn man sich die Erklärungsversuche zu den Vorfällen genauer ansieht: So erwähnt beispielsweise einer der Soldaten, der an den

Fotos beteiligt war, dass es zwar keinen Zwang zur Teilhabe gegeben, er sich aber trotzdem unter Druck gefühlt habe: „Wenn man das nicht mitmacht, heißt es: ‚Du Weichei, was stellst du dich so an'", so ein Zitat aus der *BILD-Zeitung* (*BILD* 2006b), der er ein Exklusivinterview gab. Ein Militärpsychologe erklärt in der taz, dass es „ein Imponiergehabe" unter den Soldaten gebe, welches sich leicht in der Gruppe verselbständige (König 2006).[9] Sowohl die Beschimpfung von Männern als ‚Weichei' als auch die Beschreibung männlichen Verhaltens als Imponiergehabe sind im westlichen Kulturkreis mit Männlichkeit verknüpft. Offen wurde die Bedeutung von Männlichkeit für das Verhalten der Soldaten von zwei ehemaligen Generälen thematisiert, die die Erhöhung des Frauenanteils in Einsätzen forderten, da Soldatinnen einen positiven Einfluss auf die Soldaten ausüben würden. „Soldatinnen wirken auch sehr beruhigend auf Soldaten. Und wenn sie in der Patrouille sind, könnte ich mir vorstellen, dass der positive Einfluss unserer Soldatinnen so etwas verhindern würde" so General Kiesheyer (Weiland 2006). General Reinhardt wird mit den Worten zitiert: „Der Ton wird ziviler, der zwischenmenschliche Kontakt ist weniger ruppig" (Weiland 2006). Der britische Schriftsteller Frederik Forsyth fordert in einem Interview vom 8.12.2006 mit dem ZDF-Kulturmagazin *aspekte* die Deutschen dazu auf, auch im Süden Afghanistans zu kämpfen. Keine NATO-Nation könne sich einfach die Rosinen rauspicken:

> Es gibt einen gemeinsamen NATO-Befehl. Da kommt ein Land und sagt: „Okay, wir machen mit, aber nur, wenn uns dabei die Wimperntusche nicht verschmiert [sic!]. Wir bleiben in den Kasernen und begeben uns auf keinen Fall in Gefahr." So benimmt man sich als Soldat nicht (*aspekte* 2006).

Diese Aussagen verdeutlichen, wie sehr diese Fotos und die Diskussion vergeschlechtlicht sind und wie sehr sie die militärische Männlichkeitsnorm reproduzieren. In Extremsituationen, als welche der Einsatz zu charakterisieren ist, so lässt sich thesenartig schlussfolgern, bekommt die Bezugnahme auf traditionelle Geschlechternormen eine besondere Relevanz: Durch die Verunsicherung von Identitäten im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Veränderungen wächst der Wunsch nach Stabilität. Traditionelle Geschlechternormen stehen durch ihre historische Institutionalisierung dafür am ehesten zur Verfügung.

Dass die widersprüchlichen Anforderungen an die SoldatInnen als SozialarbeiterInnen und Kämpfende eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Geschlechterbildern spielen, wird im nächsten Abschnitt anhand des Umgangs mit Soldatinnen im Einsatz verdeutlicht.

4.2 Umgang mit weiblichen Soldaten im Einsatz

Die Zuschreibung einer zivilisierenden und schlichtenden Funktion von weiblichen Soldaten durchzieht die Mehrzahl der Diskussionen um den Einsatz von Soldatinnen: So taucht kontinuierlich die Argumentation auf, dass weibliche Soldaten die männlichen davon abhalten würden, Frauen in den Einsatzländern zu missbrauchen, da sie das Bewusstsein für die Wehrlosigkeit in der Zivilbevölkerung schärften. In diesen Diskurs gehören auch die Aussagen der bereits erwähnten ehemaligen Generäle Reinhardt und Kiesheyer, dass der Skandal um die Totenschändung in Afghanistan in Gegenwart von Frauen wahrscheinlich nicht passiert wäre. Hier werden traditionelle Geschlechterbilder bemüht, die Frauen als friedfertig und Konflikt schlichtend und den Mann als gewalttätig und unbeherrscht konstruieren. Was historisch zu einem Ausschluss der Frauen von den Streitkräften führte, gilt nun als Argument für ihre stärkere Beteiligung (DeGroot 2001). So ist beispielsweise auch in einer der ersten veröffentlichten Studien zum Einsatz von Frauen in UN-Peacekeeping-Einsätzen zu lesen:

> Women are socially conditioned to be more peaceful and peace-loving and less violent than men. They attribute the more pacifist orientation of females to the roles that women play as mothers responsible for giving birth to and nurturing future generations and as conciliators within the family and in their local communities. (Beilstein 1995)

Auch auf EU-Ebene ist die Vorstellung der Frau als Opfer und passivem Objekt weit verbreitet. So werden in einem Ende 2006 veröffentlichten Bericht des Europäischen Parlaments zur Rolle von Frauen in bewaffneten Konflikten und Friedensprozessen „women as victims, women as instruments of peace and women as instruments of war“ (De Keyser 2006, 14) konzeptionalisiert. Eine aktive selbstbestimmte Rolle, die auch Frauen Verantwortung für ihr Handeln zuschreibt, findet sich hingegen kaum.

Fragt man die Soldatinnen und Soldaten selbst nach ihren Erfahrungen im Einsatz, erwähnen sowohl die männlichen als auch die weiblichen Soldaten in vielen Fällen die Problematik des Verhaltens weiblicher Soldaten v.a. in islamischen Gesellschaften. Für Soldatinnen müssten im Einsatz, nach Meinung vieler Soldaten, besondere Regeln gelten: Gerade in islamischen Ländern hätten sich Soldatinnen besonders rücksichtsvoll zu verhalten, wie beispielsweise nicht mit offenen blonden Haaren und Shorts durch die Straßen zu laufen. Die afghanischen Männer seien den Anblick nackter Arme nicht gewöhnt und würden daher die Soldatinnen besonders intensiv anschauen. Es werden dann in den Interviews meist verschiedene Situationen von Interaktionen von weiblichen Soldaten mit der Zivilbevölkerung erzählt, in denen ‚Schlimmeres‘ gerade noch verhindert werden konnte, wobei sich das ‚Schlimmere‘ bewusst in Andeutungen verliert. So erzählt ein Hauptfeldwebel des Sanitätsdienstes folgende Begebenheit:

Frage: Was würden Sie einer Soldatin für Ratschläge mit auf den Weg geben?

B: Ich würde ihm wahrscheinlich – oder ich würde dem weiblichen Soldaten genau das Gleiche sagen wie dem männlichen Soldaten auch. Dass Zurückhaltung gerade für die Frauen, wenn es um den Einsatz in einem islamischen Land geht: Da kann ich nicht so selbstbewusst auftreten, wie in einer, ich sag' mal, in einer westlichen Welt. Das heißt, das Haar muss dann auch hinten zu einem Zopf verbunden sein oder ganz unter die Kopfbedeckung, die Ärmel sollten schon runtergekrempelt sein und man sollte sich – obwohl als weiblicher Soldat kann man sich in der Uniform nicht aufreizend bekleiden, aber man sollte schon eine weite Jacke (leises Räuspern). Also, Sie verstehen, was ich meine.

I: Ja, Ja, Ja, klar.

B: Das ist für die, also ich hab's erlebt, da bin ich auf Unverständnis gestoßen: Wir haben einen weiblichen Soldaten mitgehabt, Stabsunteroffizier, von der Sanitätstruppe und wir sind auf die eine Schießbahn gefahren in Afghanistan und die war dann ruck zuck umringt von vierzehn-, fünfzehnjährigen Jungs. Die konnten das nicht begreifen, das hat man zumindest vom Gesicht her gesehen, warum sie ihre Ärmel hochgekrempelt hatte oder weil da mal eine Haarlocke runter – ist für die nicht nachvollziehbar. Die haben mich auch immer gefragt, ist das deine Frau? Ist das deine Frau? Sie kennen es nicht anders.

I: Für die Soldatin war das eine ungewohnte oder eine unerwartete Situation?

B: Ja, Ja. Wobei ich mir gewünscht hätte, sie wäre mehr auf Distanz gegangen. Also sie hat zwar versucht, das Eis zu brechen, aber da war sie schon zu einnehmend und dann kann auch was anderes daraus gefolgert werden. Also nicht barsch oder so, aber halt auf Distanz. Wie sie sich insgesamt halt auf Distanz halten sollte.

Die „Gefahr", die nach Meinung dieses Soldaten, von den lokalen Männern ausgeht, ist also das „Anschauen". Dieses Anschauen wird bereits als Angriff auf die Frauen gewertet, die es – daran anschließend – zu „verteidigen" gilt. Verhält sich im Gegenzug eine Soldatin zu wenig distanziert der einheimischen Bevölkerung gegenüber, wird gleich der Generalverdacht ausgesprochen, dass die einheimischen Männer dies als Anmache verstehen könnten. In einem anderen Interview wurden die Soldatinnen sogar diskursiv mit Prostituierten gleichgesetzt, falls sie sich die Ärmel hochkrempeln würden. Es kommt hier also zu einem Ausspielen von Geschlecht gegen Kultur, bzw. vermeintliche kulturelle Toleranz.

Dieser Diskurs führt dazu, dass Soldatinnen im Einsatz im Kontakt mit der Zivilbevölkerung als zusätzliches Sicherheitsrisiko konstruiert und zusätzlich geschützt werden müssen. Die Soldatin schwebt als ‚schwache Frau' immer in der potenziellen Gefahr der Vergewaltigung durch islamische(!) Männer (Batt/Valenius 2006). Sie muss daher vor den ‚Anderen', den afghanischen/islamischen

Männern, aber auch, und darauf kann ich jetzt hier nicht weiter eingehen, vor den Soldaten anderer Nationen, geschützt werden. Hier wird über das Verhalten von Soldatinnen, so scheint es, Männlichkeit und Gemeinschaft und zwar und v.a. ‚deutsche soldatische Männlichkeit' ausgehandelt. Diese von den Soldaten konstruierte Männlichkeit zeichnet sich durch Offenheit, Toleranz und Gleichheit aus: Sie zwingen ihre Frauen im Gegensatz zu den islamischen Männern nicht dazu, sich zu verschleiern oder verbieten ihnen nicht, mit den Männern zu reden. Zugleich fordern sie von den Soldatinnen, dass sie sich so verhalten, wie sie meinen, dass es die Rücksichtnahme auf die andere Kultur gebieten würde. Dabei reproduzieren sie jedoch ihre eigene Vorstellung von Geschlechterbildern: Wie an anderen Stellen in den Interviews deutlich wird, hat die Soldatin generell nicht besonders weiblich zu sein (sie soll aber auch nicht zu männlich sein), sie soll sich nicht mit anderen Soldaten einlassen, wenn sie es nicht ernst meint und auch sonst Zurückhaltung üben.

Für Soldatinnen wird diese Konstruktion zu einer doppelten Falle: Die Soldatinnen selbst unterwerfen sich diesen männlichen Normen und fühlen sich dabei auch subjektiv sicherer. Sie sehen sich in ihren Selbstbeschreibungen bezogen auf den Einsatz immer zuerst in ihrer Rolle als Frau, nicht als ausgebildete und handlungsfähige Soldatin, die sich bei möglichen Angriffen ebenso zur Wehr setzen kann wie die männlichen Soldaten. Sie stärken die Konstruktion des männlichen Militärs und werden als Frauen wehrlos und zum Symbol für die Zivilbevölkerung stilisiert, was sie innerhalb des Militärs wiederum als Soldatinnen disqualifiziert, da sie für die „harten" militärischen Aufgaben als zu schwach erscheinen (Hudson 2000).

Indem die Soldatinnen als Frauen in die Gemeinschaft integriert, als Soldatinnen jedoch zugleich ausgeschlossen werden, ist es möglich, die kohärente männliche Gruppenidentität wieder herzustellen, deren tradierte Deutungssysteme die weiblichen Soldaten in Frage zu stellen begannen.

5 Fazit:

Ich sehe die Fotos und das Verhalten der Soldaten im Einsatz v.a. als Inszenierung von Männlichkeit, als Versuch der Wiederherstellung und Selbstvergewisserung der eigenen Geschlechtsidentität, die zum Einen durch die erweiterten Aufgaben der Streitkräfte, zum Anderen durch konkurrierende Männlichkeitsentwürfe unter den internationalen Soldaten und zum dritten durch die Beteiligung von Frauen entstehen. Die alles rahmende These ist, dass in Zeiten der Verunsicherung von Identitäten, Zugehörigkeiten, sozialen Positionen usw. tradierte Geschlechterbilder besonders relevant werden. Das Militär inszeniert und symbolisiert eines der solidesten Männlichkeitsideale, den Soldaten als Kämpfer, als Beschützer, als Eroberer und bietet durch die Geschichte hinweg verunsicherten Männern (aber auch Frauen) einen Identitätsentwurf an, wel-

cher bei Scheitern dieses Angebots leicht in die Gefahr gerät, selbst zur Gefahr zu werden.

Die Inszenierung als ‚harter Mann', als ‚Eroberer', der den unbekannten Kontinent und bedrohlichen Kontinent ‚penetriert' und damit wieder eine Form der Handlungsmächtigkeit zurückerobert, zeigt also, wie traditionelle Männlichkeitsnormen immer wieder reaktiviert und stabilisiert werden. Frauen tauchen in dieser Inszenierung nur als zivilisierende Wesen auf, die durch vermeintlich ‚aufreizendes' Verhalten die Inszenierung stören und damit zugleich auch die Reproduktion des traditionellen Männlichkeitsideals fördern.

Diese Tendenz könnte sich verstärken, je größer der Druck auf die Soldaten von Seiten anderer Armeen wird, sich doch an Kampfhandlungen zu beteiligen und die deutschen Soldaten auf anderem Wege beweisen müssen, dass sie ‚richtige' Soldaten – und damit auch ‚richtige' Männer – sind. Fraglich ist, wie Frauen sich in den Streitkräften zu dieser Männlichkeitsnorm und diesen Männern positionieren. Erfahrungen anderer Armeen wie die der USA oder Israels, in denen Soldatinnen bereits Kampferfahrungen haben, zeigen, dass auch hier die Tendenz besteht, sie eher zur Bestätigung militarisierter Männlichkeit einzusetzen, eine gleichberechtigte Anerkennung oder gar Veränderung der männlichen Strukturen hat bisher nicht stattgefunden. Die Vermutung wäre daher, dass die Mehrzahl der Frauen diese Identitätsangebote ebenso übernehmen wie die Männer, sich aber zusätzlich dazu mit ihrer eigenen sozialisierten Weiblichkeit auseinander setzen müssen. Sie wären damit die besseren Soldaten, richtige Soldaten allerdings würden sie nie.

Anmerkungen

1 Ich verwende im Folgenden die männliche oder weibliche Form, wenn ich ausschließlich Männer oder Frauen meine. Sind beide gemeint, verwende ich ‚das große I'.
2 Eine ähnliche Argumentation gab es auch im Afghanistan-Krieg 2003 mit der propagierten Befreiung der Frauen von der Burka (Maier/Stegmann 2003).
3 ‚Biologisch definiert' meint hier die Zuschreibung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht aufgrund bestimmter äußerer sichtbarer Merkmale (West/Zimmerman 2002).
4 Es handelt sich dabei um 65 problemzentrierte Interviews mit SoldatInnen aus Heer, Marine und Sanität, die 2004/2005 im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts zu „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr" durchgeführt wurden. Neben der Autorin waren Prof. Dr. Jens-Rainer Ahrens, Dr. Maja Apelt und Dipl. Soz. Anne Mangold beteiligt.
5 Ich beschränke mich im Folgenden auf die Gegenüberstellung der Teilstreitkräfte Heer und Sanität.
6 Paul Higate (2007) erklärt sich den Anstieg an Prostitution und den Missbrauch von Frauen und Mädchen in den Einsatzgebieten damit, dass die sozialisierte Männlichkeit der Soldaten als Kämpfer in den Einsätzen marginalisiert wird und die Soldaten andere Wege suchen, um sich ihre Männlichkeit zu beweisen.
7 Die ‚Gefährlichkeit' eines Einsatzes wird vom Bundesverteidigungsministerium jeweils neu festgelegt und äußert sich in der Höhe des Auslandsverwendungszuschlags. Der Auslandsverwendungszuschlag ist ein Tagessatz, der für den Einsatz zusätzlich zum Gehalt gezahlt wird und bewegte sich Ende 2006 je nach Einsatz zwischen 25,00 € und 92,00 €.
8 Zitat eines Mitglieds der US-Administration.
9 Die generelle Tendenz, derartige Vorfälle zu individualisieren oder als psychische Traumatisierungen darzustellen, wie dies auch in dieser Diskussion zu beobachten war, führt auch dazu, dass SoldatInnen als die eigentlichen Opfer konstruiert werden und damit keine Verantwortung für ihr eigenes Handeln übernehmen müssen.

Literatur

Acker, Joan (1998) „The Future of ‚Gender and Organizations': Connections and Boundaries." *Gender, Work and Organization* 5/1998: 195-206.

Ahrens, Jens-Rainer/ Maja Apelt/ Christiane Bender (2005) *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*. Wiesbaden: VS-Verlag.

Apelt, Maja/ Cordula Dittmer (2007) „‚Under pressure' – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse." *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Hg. Mechthild Bereswill/Michael Meuser/Sylka Scholz. Münster: Westfälisches Dampfboot (im Erscheinen).

Apelt, Maja/ Cordula Dittmer/ Anne Mangold (2005) „Die Bundeswehr auf dem Weg zur Gleichstellung der Geschlechter." *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*. Hg. Jens-Rainer Ahrens/ Maja Apelt/ Christiane Bender. Wiesbaden: VS-Verlag, 108-131.

aspekte (2006) „‚Deutsche sollten in Afghanistan kämpfen'. Frederick Forsyth im aspekte-Gespräch". 8. Dezember 2006. 5. Februar 2007 <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/22/0,1872,4087542,00.html>.

Barrett, Frank J. (1999) „Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine". *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Hg. Christine Eifler/ Ruth Seifert. Münster: Westfälisches Dampfboot, 71-91.

Batt, Judy/ Johanna Valenius (2006) Gender Mainstreaming: Implementing UNSCR 1325 in ESDP Missions. Paris: EU Institute for Security Studies.

Beilstein, Janet (1995) „The Role of Women in the United Nations Peacekeeping." *Women 2000* 1/1995:, 1-10.

Bennet, Olivia/ Jo Warnock/ Kitty Bexley (1995) *Arms to Fight – Arms to protect*. London: Panos.

BILD (2006a) „Deutsche Soldaten schänden Toten". *BILD* 25.10.2006.

BILD (2006b) „Ich wäre besser nicht mit dabei gewesen." *BILD* 27.10.2006.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.

Bouta, Tsjeard/ Georg Frerks/ Ian Bannon (2005) *Gender, Conflict and Development*. Washington D.C: The World Bank.

Bundesministerium der Verteidigung (2006) *Weißbuch 2006. Zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr*. Berlin: BMVG.

Bundeswehr (2007) *Auslandseinsätze der Bundeswehr*. 8. Februar 2007 <http://www.bundeswehr.de>.

Butler, Judith (1990) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Cockburn, Cynthia/ Dubravka Zarkov (2002) *The Postwar Moment. Militaries, Masculinities and international Peacekeeping. Bosnia and the Netherlands*. London: Lawrence & Wishart.

De Keyser, Véronique (2006) *Report on the situation of women in armed conflict and their role in the reconstruction and democratic process in post-conflict countries*. Committee on Women's Rights and Gender Equality, Brüssel: European Parliament.

DeGroot, Gerard (2001) „‚Wanted: A Few Good Women'. Gender Stereotypes and their Implications for Peacekeeping." Konferenzbeitrag zum 26th Annual Meeting Women in Uniform in NATO. 5. Juni 2002. 6. Februar 2007 <http://www.nato.int/ims/2002/cwinf2002/cwinf-01.htm>.

Eifler, Christine/ Ruth Seifert (2003) *Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in*

Streitkräften. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

Frevert, Ute (2001) *Die kasernierte Nation.* München: Beck.

Higate, Paul (2007) „Revealing the soldier: Peacekeeping and Prostitution." *21st century sexualities.* Hg. Gilbert Herdt. New York: Routledge, 198-202.

Hudson, Heidi (2000) „Mainstreaming Gender in Peacekeeping Operations: Can Africa learn from International Experience?" *African Security Review* 9/4, 18-33.

Jünger, Ernst (1920) *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers.* Hannover: Selbstverlag.

König, Jens (2006) „Ganz viele Einzeltäter." *taz* 30.10.2006, 2.

Loomba, Ania (1998) *Colonialism/ Postcolonialism. The New Critical Idiom.* New York/London: Routledge.

Lorber, Judith (2003) *Gender-Paradoxien.* Opladen: Leske + Budrich.

Maier, Tanja/ Stefanie Stegmann (2003) „Unter dem Schleier. Zur Instrumentalisierung von Weiblichkeit: Mediale Repräsentationen im ‚Krieg gegen den Terror'." *Feministische Studien* 1/2003: 48-57.

Meuser, Michael (1998) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster.* Opladen: Leske + Budrich.

NATO (2005) „Building peace and stability in crisis regions." *NATO Briefing* 9/2005.

Scholz, Sylka (2005) *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer.* Münster: Westfälisches Dampfboot.

Seifert, Ruth (1996) „Der weibliche Körper als Symbol und Zeichen. Geschlechtsspezifische Gewalt und die kulturelle Konstruktion des Krieges." *Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts.* Hg. Andreas Gestrich. Münster: LIT Verlag, 13-33.

Seifert, Ruth (2001) „Genderdynamiken bei der Entstehung, dem Austrag und der Beilegung kriegerischer Konflikte." *Peripherie* 21/84: 26-47.

SPIEGEL (2006) „‚Die Deutschen müssen das Töten lernen'. Wie Afghanistan zum Ernstfall wird." *SPIEGEL* 47/ 20.11.2006.

Theweleit, Klaus (1986) *Männerphantasien.* Basel/Frankfurt/M.: Stroemfeld/ Roter Stern.

Weiland, Severin (2006): „Nach Totenschändung: Ex-Offiziere empfehlen Einsatz von mehr Soldatinnen." *SPIEGEL ONLINE* 30. 10. 2006.

West, Candace/ Don H. Zimmerman (2002) „Doing Gender." *Doing Gender, Doing Difference: inequality, power, and institutional change.* Hg. Sarah Fenstermaker/ Candace West. New York/London: Routledge, 3-24.